

FRIEDENSZEICHEN am 22. Juni 2021 aus Anlass des 80. Jahrestages des Überfalls auf die Sowjetunion

Aus einem Bericht zu `30 Jahre Kameradschaft - 57. I.D., Reg. 217`:

22. Juni 1941: Sonntag früh 3.15 Uhr beginnt ohne Kriegserklärung der deutsche Angriff auf die Sowjetunion. Grenzübertritt am Rus, in der Stadt Sokal. Einnahme der feindlichen Bunker-Linie.

Das war der Befehl zum Angriff auf die Länder der Sowjetunion.

Die Ziele dieses Überfalls durch die deutsche Wehrmacht waren lange militärisch geplant und vorbereitet.

Ziel war die Besetzung und Eroberung der Länder der Sowjetunion, um Lebensraum und Ressourcen für die „arische Rasse“ zu gewinnen.

Ziel war die wirtschaftliche Ausbeutung dieser Länder

sowie die Verschleppung von 10 Millionen Zwangsarbeitern nach Deutschland zur Aufrechterhaltung der deutschen Kriegswirtschaft.

Ziel war die systematische Ermordung der jüdischen Bevölkerung und der jüdischen Kriegsgefangenen.

Ziel war der Sieg der NS-Ideologie über den Kommunismus.

Zur Erreichung dieser Ziele gingen die Verantwortlichen davon aus, dass Abermillionen Menschen, die nicht in die koloniale Verwertungslogik passten, den Tod fanden.

Kriegsgefangene, Kinder, Mütter von Kleinkindern, kranke, behinderte, alte Menschen wurden erschossen, verbrannt, erschlagen, man ließ sie verhungern, verdursten, erfrieren, gab sie Krankheiten, Seuchen, der Erschöpfung preis.

27 Millionen.

Die Zahl der Opfer ist unvorstellbar.

Die Erinnerung an diese Verbrechen hat in Deutschland jahrzehntelang nicht stattgefunden. In der historischen Wahrnehmung gab es lange nur die deutschen Opfer. Stichwort Stalingrad.

Erst seit wenigen Jahren wird uns das Ausmaß dieser Verbrechen bewusst.

Aber es ist noch lange nicht angekommen im offiziellen Geschichtsbewusstsein, bei Staatsakten, Kranzniederlegungen oder Sühnezeichen. Der Kniefall eines deutschen

Staatsoberhauptes in den Ländern der damaligen Sowjetunion hat noch nicht stattgefunden.

Den vergessenen Opfern ist dieses FRIEDENSZEICHEN gewidmet.

Wir stellen drei Beispiele vor. Drei von 27 Millionen. Das Ausmaß dieses menschlichen Leidens ist so unermesslich, die Schuld so riesig, die Scham so abgründig, dass Worte versagen.

Deswegen möchten dem Schweigen heute besonderen Raum geben.

Die Beispiele stammen aus der Broschüre des deutsch-russischen Museums in Karlshorst „Aus dem Schatten der Erinnerung. Vergessene Opfer des Vernichtungskrieges gegen die Sowjetunion“ www.museum-karlshorst.de

Iwan Jakowitsch Pantschocha gerät am 11. Juli 1941 als einfacher Soldat der Roten Armee in deutsche Kriegsgefangenschaft.

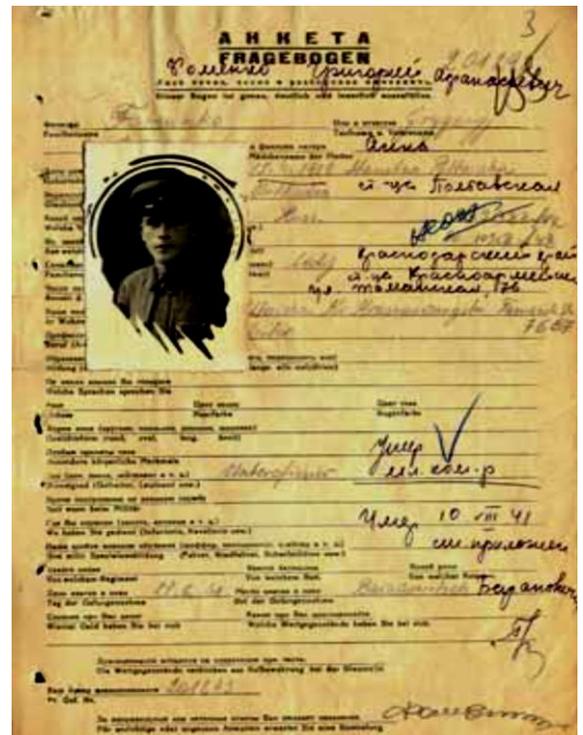
Grigorij Afanso Fomenko wird 6 Tage nach Beginn des deutschen Angriffs als Unteroffizier gefangen genommen.

Beide kommen in eins der sechs „Russenerlager“ im deutsch besetzten Teil Polens, in das Stammlager 307.

Die Zehntausenden Lagerinsassen werden bewusst nicht versorgt. Durch die katastrophalen Verhältnisse im Stalag 307 erkrankten im September 1941 etwa 20 000 sowjetische Kriegsgefangene an Ruhr. Innerhalb von zwei Wochen sterben 2 500 von ihnen.

Grigorij Fomenko versucht am 9. August 1941 aus dem Stalag 307 zu fliehen. Er wird von den Wachsoldaten angeschossen und verblutet am Lagerzaun. In den Taschen des Toten finden sich zwei Fotos. Das eine zeigt sein Portrait in Uniform, das andere eine junge Frau mit einem Kind. Er wurde 26 Jahre alt.

Iwan Pantschocha verhungert im Unterlager B des Stalag 307. Am 10. September 1941 erliegt er – so die amtliche Todesmeldung – einer „Abschwächung der Herztätigkeit“. Wahrscheinlich ist der zwanzigjährige Pantschocha durch gezielte Unterversorgung seit seiner Gefangennahme durch die Wehrmacht an Entkräftung gestorben.



Grigorij Afanso Fomenko
www.od-memorial.ru

Iwan Jakowitsch Pantschocha und Gregorij Afansij Fomenko zählen zu den 3,4 Millionen Rotarmisten, die die deutsche Kriegsgefangenschaft nicht überlebten.

Das ist mehr als die Hälfte der insgesamt 5,7 Millionen sowjetischen Kriegsgefangenen.

Anna Sidorowna Lapka

Im April 1944 berichtet die Tageszeitung der Roten Armee über die Befreiung des „Todeslagers“ Osaritschi südöstlich von Minsk.

Eines der Fotos bei diesem Artikel zeigt den Leichnam von Anna Sidorowna Lapka, einer Bäuerin aus einer Kolchose. Neben ihr verharren ihre Tochter und die Enkel.

Osaritschi ist eines von drei Lagern, das die 9. Armee der Wehrmacht auf ihrem Rückzug im März 1944 notdürftig anlegt. In einem unwirtlichen Sumpfgebiet werden Stacheldrahtumzäunungen errichtet. Sonst gibt es nichts.

Die 35. Infantriedivision und ein Sonderkommando der SS-Einsatzgruppe B treiben Anfang März zwischen 40 und 50 Tausend erschöpfte und hilflose Zivilisten aus den weit umliegenden Gebieten in diese drei Lager. Es sind alte, kranke, behinderte Menschen und Frauen mit mehr als zwei Kindern unter zehn Jahren. Es sind Menschen, die nicht zur Zwangsarbeit verwendet werden können.

Rasend schnell breiten sich Epidemien wie Fleckfieber aus. Unter freiem Himmel, ohne Wasser und ohne Nahrung kommen innerhalb von zwei Wochen zwischen 9 000 und 13 000 Kinder, Frauen und Männer um.

Anna Sidorowna Lapka ist eines der wenigen namentlich bekannten Opfer.

Am 18. und 19. März 1944 befreit die weißrussische Armee die drei Lager. Viele sterben noch danach.

Die Behandlung der Kinder, Frauen und Männer in den Lagern Osaritschi, Dert und Podosinnik im März 1944 ist einer der Endpunkte nationalsozialistischer Terror- und Hungerpolitik gegen „unnütze Esser“ und „Arbeitsunfähige“ in der besetzten Sowjetunion.

Das kalkulierte Massensterben gilt als eines der schwersten Verbrechen der Wehrmacht gegen Zivilisten in diesem Vernichtungskrieg.



Marija Makarowna Rytschankowa mit ihren drei Kindern nach der Befreiung des Lagers auf dem Weg nach Osaritschi, Aufnahme des Fotografen Alperin vom 19. März 1944; v. l. n. r.: Iwan (*1937), die zweijährige Fenja, die am 23. März, und die vierjährige Anja, die am 29. März an den Folgen der Haft verstarben. www.warmuseum.by

Larissa Kaplan 1937-42

Die vierjährige Larissa lebte mit ihren Eltern Mania und Mordechai Kaplan in Minsk, der Hauptstadt des damaligen Weißrusslands, heute Belarus.

Die Familie war jüdisch, wie ein Drittel der Einwohner von Minsk.

Eine Woche nach Beginn des Angriffs auf die Sowjetunion marschierte die deutsche Wehrmacht in Minsk ein, drei Wochen später lässt sie in der weitgehend zerstörten Stadt ein Ghetto einrichten: - 2 qkm, ca. 300 kleine alte Holzhäuser: über 60 000 jüd. Kinder, Frauen und Männer, darunter Larissa mit Eltern und Großfamilie müssen dorthin umziehen.

Der Plan der Wehrmacht war, alle weißrussischen Juden zu ermorden, um dadurch Lebensmittel und Wohnraum einzusparen. Zugleich war dieses Ghetto Ziel von Deportationen von Juden aus dem deutschen Reich.

Im Nov 41 begann die Wehrmacht mit Erschießungen im Ghetto: unter den ersten 6 624 Ermordeten befinden sich Larissas Großmutter und zwei ihrer Onkel, weitere Massaker folgen.

Larissa und ihre Mutter können zuerst entkommen, Larissa wird von nichtjüdischen Weißrussen zu ihrem Schutz adoptiert – und dann wieder, aus Angst vor Verfolgung, der Mutter zurückgebracht.

1942 – genauer weiß man es nicht – werden Larissa und ihre Mutter von deutschen SS-Angehörigen in Minsk ermordet.

Larissas Vater überlebt Verfolgung und Krieg als Soldat der Roten Armee und stirbt 2001.

Larissa Kaplan und ihre Angehörigen zählen zu den etwa 1 Million Juden, die von deutschen SS- und Militäreinheiten zwischen 1941 und 1944 ermordet wurden - in Weißrussland, Ukraine und Russland (entsprechend der Gebietseinteilung vor 1939).



Minsk, 1939: Mordechai Kaplan und seine Frau Mania, geborene Aig, mit ihrer Tochter Larissa
[www.ibb-d.de/geschichtswerkstatt - minsk0.html](http://www.ibb-d.de/geschichtswerkstatt-minsk0.html)

„Ohne Erinnerung geht es nicht voran, man entwickelt sich nicht weiter ohne eine umfassende und hellsichtige Erinnerung“, sagt Papst Franziskus in seiner jüngsten Enzyklika.

Die Erinnerung kann ihm zufolge „Ansporn“ sein, eine „gerechtere ...Welt zu erbauen.“

Ja, unser Gedenken an den Beginn des Russlandfeldzugs, an das furchtbare Leid, das die Menschen im damaligen Sowjet-Russland erlitten, kann und muss uns „Ansporn“ sein, die Ängste und Vorbehalte der Menschen dort gegenüber Deutschland und der NATO zu beachten, bei politischen Entscheidungen ihre Sichtweise und ihre Interessen ernst zu nehmen, Dialog und Begegnung zu fördern.

Auch wenn die politischen Voraussetzungen zur Zeit nicht günstig sind, muss das unser Ziel bleiben.

Menschen, die sich seit vielen Jahren um Versöhnung und Zusammenarbeit mit den Menschen in Russland und den anderen Ländern der ehemaligen Sowjetunion bemühen, veröffentlichen heute in einer russischen Zeitung eine Anzeige, in der sie um Kooperation und Verständigung zwischen unseren Völkern werben.

Sie erinnern daran, dass die Sowjetunion und ihr Rechtsnachfolger Russland trotz des erlittenen Leids die Wiedervereinigung Deutschlands nicht verhindert haben.

Sie sagen. „Frieden in Europa gelingt nur, wenn auch Russland Teil der Lösung ist.“

Und sie rufen die Politiker Europas in Ost und West auf:

„Verlasst endlich die Sphäre und die Logik des Kalten Krieges! Nicht die Panzertruppen oder Rüstungszahlen müssen wachsen, sondern die Bereitschaft, aufeinander zuzugehen.“

Sie empfehlen die Förderung von Städtepartnerschaften, Jugendaustausch, die Kooperation in Wirtschaft und Wissenschaft.

Auch direkt in unserer Gegend gibt es Beispiele solcher Kontakte:

Vor dem Hintergrund der Weltkriege und des Kalten Krieges erschien es uns wie ein kleines Wunder, als es 1991 möglich wurde:

zwei Vertreterinnen des russischen Friedenskomitees kamen als Gäste zu pax christi Dorfen. Das war der Anfang eines langjährigen Gedanken- und Erfahrungsaustausches, von Besuchen und Gegenbesuchen. Der Wunsch von russischer Seite nach Kontakten und Begegnung war sehr groß.

Schon 1992 wurden wir von dem Friedenskomitee in Moskau sehr herzlich empfangen, dann ging es mit zweitägiger Zugfahrt hinter den Ural nach Tscheljabinsk.

Nach dem Zusammenbruch des kommunistischen Regimes trafen wir auf ein Land mit großen politischen und wirtschaftlichen Umbrüchen. Der Rubel war im freien Fall, die Bevölkerung war verunsichert und zum großen Teil sehr arm.

Wir stießen deshalb als „Westler“ auch bei lokalen Institutionen auf großes Interesse.

Es folgten Auftritte im lokalen Fernsehen und Besuche von Fabriken und von zwei Krankenhäusern, eines davon mit Patienten, die nach Atomunfällen in den 50er Jahren Strahlenschäden erlitten haben.

Sehr überrascht waren wir über die Offenheit der Leute, sodass wir bei Firmenchefs, Ärzten, Patienten und Politikern vieles ansprechen konnten, was vor wenigen Jahren unvorstellbar war.

Bei einer weiteren Reise im nächsten Jahr waren auch acht Kollegstufenschüler des Gymnasiums Dorfien dabei. Die Mitglieder russischen Jugendgruppe, die sie dort getroffen haben, sind heute noch von diesem Erlebnis begeistert.

Bei einer dritten Reise gab es auch intensive Kontakte zu Russlanddeutschen, die zum großen Teil schon die Ausreise nach Deutschland planten.

Die Kontakte zu den ausgewanderten Russlanddeutschen bestehen bis heute fort. *

Den respektvollen Austausch brauchen wir, die lebendigen Beziehungen, auch wenn die Bedingungen zur Zeit schwieriger werden.

Aufrichtiges Interesse aneinander, Besuche, Begegnungen machen es möglich, Feindbilder, Ressentiments und Ängste abzubauen.

In unserer globalen Welt kommt es darauf an, Partner zu bleiben und nicht Feinde zu werden.

* Der ausführliche Bericht von Werner Chzudnochowsky:

Die bemerkenswerte Geschichte der vielfältigen Kontakte der Gruppe Pax Christi Erding-Dorfien mit Friedenskomitees aus Moskau, Wladimir und Tscheljabinsk in den 90iger Jahren in kurzer Zusammenfassung

Anlässlich der Friedensdekade 1991 (14.-21.Nov) hatte die Dorfener Pax Christi-Gruppe unter der Leitung von Brigitta Schmidt zwei Vertreterinnen des russischen Comitet Mira Nina Chritschenko aus Tscheljabinsk und Swetlana Schidomorova aus Wladimir zu Gast. Nach Glasnost war das Interesse von russischer Seite sehr groß, Kontakte zum Westen zu knüpfen. Daraus entwickelte sich ein langjähriger Erfahrungs- und Gedankenaustausch im Rahmen von Besuchen und Gegenbesuchen. Nach der belasteten Geschichte durch die

Weltkriege und dem darauffolgenden „Kalten Krieg“ erschien es wie ein Wunder, dass solche Beziehungen möglich wurden.

Es folgte also eine herzliche Einladung zu einem Gegenbesuch der Paxler Brigitta und Wolfgang Schmidt, Adalbert und Elisabeth Wirtz, Ulrike Burghardt und Hilde und Werner Czudnochowsky. Eine zeit- und nervenaufreibende Planung ging voraus (über 40 Briefe, Telegramme, Fax und Telefonate gingen hin und her). Eine große Hilfe war Markus Tremmel, Journalist und ehemaliger Schüler von Hilde. Er studierte gerade in Moskau Slawistik und übernahm Koordinierung und Übersetzung.

Die 1. Reise erfolgte dann vom 8. bis 15.8.1992 und war von russischer Seite perfekt organisiert. Nach herzlichem Empfang in Moskau durch lokale Komitee-Mitglieder erfolgte die zweitägige Weiterreise mit dem Zug nach Tscheljabinsk in Südsibirien östlich des Uralgebirges. Über die vielen interessanten Eindrücke zu Landschaften und Kulturen und zu neuen persönlichen Freundschaften wollen wir hier nicht weiter berichten. Hier nur ein paar Anmerkungen zur politischen Situation: Nach dem Zusammenbruch des kommunistischen Regimes trafen wir auf ein Land mit großen politischen und wirtschaftlichen Umbrüchen. Der Rubel war im freien Fall, die Bevölkerung war verunsichert und zum großen Teil sehr arm. Wir stießen deshalb als „Westler“ auch bei lokalen Institutionen auf großes Interesse. Wir waren immerhin eine der ersten Gruppen, die die verbotene Zone um Tscheljabinsk besuchen durften, wo ja die russischen Plutoniumfabriken waren. Es folgten Auftritte im lokalen Fernsehen und Besuche von Fabriken und von zwei Krankenhäusern, eines davon mit Patienten, die nach Atomunfällen in den 50er Jahren Strahlenschäden erlitten haben. Sehr überrascht waren wir über die Offenheit der Leute, sodass wir bei Firmenchefs, Ärzten, Patienten und Politikern vieles ansprechen konnten, was vor wenigen Jahren unvorstellbar war.

Ganz besonders waren die Kontakte zur katholischen Gemeinde und zu russlanddeutschen Familien in Tscheljabinsk, weil wir viel die Geschichte der Zwangsarbeiter während des stalinistischen Regimes erfuhren. Sowohl die Wolgadeutschen während des 2. Weltkrieges als auch die russischen Kriegsgefangenen nach dem Krieg wurden östlich des Urals verschleppt und mussten unter schrecklichen Bedingungen die Industrie aufbauen. Bewegend war der Besuch eines ehemaligen Friedhofes mit Gedenkstein an die Opfer der sogenannten Trudarmee.

Schon im nächsten Jahr organisierte Hilde zusammen mit Slawa Djemin, Mitglied der Moskauer Friedensgruppe, eine Paddelreise am Ladogasee nördlich von St.Petersburg. Mit dabei waren neben der Familie Czudnochowsky das Ehepaar Forster und acht Kollegstufenschüler des Gymnasiums Dorfen. Nach einer Woche in St.Petersburg war die Unternehmung mit Zelten und Paddelbooten zu einigen Inseln des riesigen Sees für alle Beteiligten ein abenteuerliches, spannendes Erlebnis, zumal auch eine russische

Jugendgruppe angeschlossen war. Die ehemaligen Schüler von Hilde schwärmen heute noch davon.

Noch im gleichen Jahr 1993 erfolgte die versprochene Rückkehr zu unseren Freunden nach Moskau und Tscheljabinsk. Mit dabei waren neben der Familie Czudnochowsky Lilli und Adalbert Wirtz und fünf Leistungskurs-Schüler sowie die Gymnasiallehrer John Schirmbeck, Wolfram Wildner und Anton Empl mit Frau und Sohn Quirin. Maßgebende Organisatorin auf russischer Seite war wiederum Nina Chritschenko. Neben den Begegnungen mit den Mitgliedern des Komitets Mira hatten wir diesmal intensive Kontakte zu Russlanddeutschen, deren Vorfahren schon über 200 Jahre an der Wolga und dann in Südsibirien gelebt haben. Wir konnten uns mit ihnen gut verständigen, da vor allem die älteren Leute die deutsche Sprache behalten haben. Für eine Woche waren wir in dem kleinen Ort Barsutschje nahe der kasachischen Grenze eingeladen und konnten direkt am Dorfleben teilhaben. Hier wohnten zu der Zeit noch überwiegend Rußlanddeutsche, die aber zum großen Teil schon die Ausreise nach Deutschland planten, nachdem unsere Regierung sie eingeladen hat. So entstand natürlich ein reger Erfahrungsaustausch, wobei wir manche Erwartungen über goldene Zeiten in Deutschland auch relativieren mussten. Besonders beeindruckt waren wir über die ausgezeichnet geführte Dorfschule durch einen engagierten Leiter. Nach wie vor haben wir bis heute noch Kontakte zu den ausgewanderten Rußlanddeutschen.